

Hilfe! Experten des Infamen... Eine ganz alltägliche Text-Collage

Kobbé, Ulrich

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kobbé, U. (2010). Hilfe! Experten des Infamen... Eine ganz alltägliche Text-Collage. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 34(4), 73-84. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-388516>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Ulrich Kobbé (nom de plume)

Hilfe! Experten des Infamen...

Eine ganz alltägliche Text-Collage

Der Beitrag bringt Auszüge einer (selbst-)kritischen Reflexion sozialarbeiterischer Betreuung- und Wohnheimpraxis. Text-Collagen aus therapie- und sozialkritischen Arbeiten der siebziger und achtziger Jahre punktieren Praxiskontext wie -alltag und skandalisieren jene (ausweglose?) Wiederholungsschleife sich modernisiert perpetuierender Hilfe-Praxen ohne Subjekt-, Problem- und Geschichtsbewusstsein.

Schlüsselbegriffe: Heimpädagogik, Hilfe, Infamie, Milieuthérapie, Sozialarbeit

»»Mein lieber Studiosus, Sie sind noch jung, aber ich glaube, ich darf Ihnen etwas anvertrauen. – In der That, es sind ganz sonderliche Aufgaben [...] Es ist nur so schwer, – begann er wieder, – das in Wort zu kleiden, das, was ich Ihnen sagen will, Ihnen mit den bisherigen Hilfsmitteln der deutschen Sprache begreiflich zu machen... Sie sind Mediziner, – Sie werden vielleicht Manches besser verstehen, mir vielleicht sogar in Manchem einen Wink geben können...« – »Sind es sanitäre Maßregeln, mit denen Sie betraut wurden?« – wagte ich anzudeuten. – »»Sanitär? – Ja, gewiß, sanitär, – aber sanitär ist zu wenig, sanitär drückt die Sache zu mild aus; es ist weit mehr criminell! ...« – »?»« –

Panizza, 1981, S. 189f.

Wenn der Arbeitstitel dieser Ausgabe im Entwurf auf eine *Hilfe!*-Praxis abzielt, mithin auch Anwurf, sprich: Schmähung der in Hilfekzepten und Hilfepraxen angelegten, jedoch im psychologischen, erzieherischen, psychiatrischen, sozialpädagogischen Alltag professionell verleugneten Doppeldeutigkeit sein soll, dann gehe es – so weiter der *call for paper* –

eben auch um eine protestierende oder denunzierende Exklamation, um einen appellativen Hilferuf.

Will man derartige Fokussierungen wagen, dabei einerseits konkret, praxisbezogen und im O-Ton authentisch, andererseits aber dennoch hinreichend anonymisiert, in seiner Betroffenheit und Kritik persönlich geschützt sein, bedarf es mitunter eines journalistischen Kunstgriffs. Für diesen Beitrag könnte ein vorgeschalteter Fingerzeig lauten: Der Verfasser (UK) ist nicht der Autor, sein Name ist nur *nom de plume*¹, sprich, er fungiert lediglich als Stuntman...

Zum Hintergrund: Der Verfasser (UK) hat in den Jahren 1999 bis 2007 mit einer Universitätsprofessur für Klinische Psychologie neben Aufgaben der Lehre und Forschung auch Studierende aus Studiengängen der Sozialarbeit bzw. Sozialwissenschaft und der Pädagogik begleitet, beraten, supervidiert. Trotz der im Studium versuchten Vorbereitung auf Problemkonstellationen von psychiatrie-, therapie- und pädagogik-immanenten Praxen ›aufgedrängter Hilfe‹ mit Bevormundungs-, Entmündigungs-, Unterdrückungs- und Manipulationseffekten stellte sich die mit dem keimfrei-neutralen Begriff ›Praxis‹ bereits banalisierte Alltagswelt psychosozialer Arbeit höchst prekär dar.

Die hier zur Sprache kommende ehemalige Studentin der Sozialpädagogik zuckt ob der vorfindbaren Pirouetten eines professionalisierten Schaulaufens. Ihre Aufzeichnungen sind in etwa das, was Baedeker (1981, S. 35) »ein Pulsar« genannt hat – sie arbeitet sich an einer (kapitalistischen) Logik der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, an »ihrer Mangelökonomie (betroffen ist nur der, dem etwas fehlt) und ihrer Ordnungsfunktion« ab (ebd.), ohne dabei die Attitüde wissenschaftlicher (Pseudo-)Objektivität einzunehmen. So konstatiert sie nach einem ersten Vierteljahr sozialpädagogischer Praxis im Heim:²

Die Chefin ist ein Ackergaul. Stets bemüht um professionell anmutende Attitüden. Fährt mir in Gesprächen mit Angehörigen immer ins Wort. Doch die Angehörigen können mit mir leben, weil ihre Kinder mich leiden mögen. Humor ist wohl so was..., was Menschen mit attestiertem IQ von 46 nicht zugemutet wer-

den darf. Gefragt ist ein dumpfbackiger Echolot. So eine Abklatschfolie. Studierte Blabla-Scheiße.

Pardon, aber das regt mich immer aufs Neue auf, dass zwanzig- bis dreißigjährige SozialberuflerInnen eine Gesprächsshow aufziehen und mit klinischem Vokabular hantieren, das in das Berufsfeld von PsychotherapeutInnen gehört. Soziale Arbeit... nö... Nasenring und Tattoo am Nacken vor sich hintragen und mit einer unzumutbaren Selbstüberschätzung zur Teilnahme an Freizeitprogrammen drängeln... Was für gut befunden wird, ist ›Klasse‹. Aktion Mensch: Der Film ist allgemein anerkannt – also, Krüppel, tu ich Dir was Gutes, indem ich Dich zu Deinem Glück zwinge.

Was die Kollegin auf- und angreift, ist das nicht jene Attitüde, die manch einer selbst aus eigener Anschauung (wiederer)kennt und peinlich berührt zur Kenntnis nimmt: Der ›kunden‹orientierte Yuppie-Heimleiter im BOSS-Anzug, der über ›Organisationsstrategien‹ einer ›Bedürfnissteuerung‹ seiner ›Klientel‹ schwadroniert... und dies, so scheint es zumindest, tatsächlich für sozial engagierte Arbeit hält. Oder eben der beringte & tätowierte Ackergaul mit seiner besserwisserischen Rechthaberei diesseits von Krüppel-Selbsthilfeinitiative (P&G, Heft 15) und ›Disability Studies‹ (P&G, Heft 113)...

Was diese neuen ›Macher‹ der Heimszene »selbtsicher, [...] adrenalin-treibend, störend und ungehalten« in Form von Leitungskompetenz und Empfindungslosigkeit den Empfindsamen und Sanftmütigen vorführen, sei – so Guggenberger (1983, S. 80ff.) – »konfliktchoreographisch durchaus plausibel«; Sie kontern jenen »unterschiedslosen Menschheits-humanismus« und jene »schwer erträgliche moralische Dauernötigung« einer skeptisch-selbstkritischen Sozialarbeitergeneration mit selbstdarstellerischer *coolness*, sicherem Trendinstinkt und einer geradezu demonstrativen Ästhetik sozialer Distanzierung. Ihr beziehungsbeliebiger Mix aus einerseits rechthaberischer Attitüde und strategischer Organisations-effektivierung, andererseits provokanter Pose des *What shall's?* und trendigem Zeitgeistjargon bedient jene Gesundheits- und Sozialpolitiken, deren (ein)gängige Effizienz- und Synergieargumente einen sozialwissen-

schaftlichen Fortschritt proklamieren, bei dem der aus dem Sattel geworfene Sozius dieser Hilfe, das Subjekt, längst unter die Räder gekommen ist. Zugegeben: »In einer Signalkultur [wie der ›Zweiten Moderne‹³] kommt Sein nicht ohne Sign aus und Dasein nicht ohne Design« (ebd., S. 17), und doch denkt man unwillkürlich und reflexhaft: ›Zu Recht regt sich die Kollegin auf‹. Mit welchem, mit wessen Recht?

In einer kleinen, kaum bekannten Schrift über *Das Leben der infamen Menschen* behandelt Foucault (1977, S. 331) jenen »Diskurs der ›Infamie‹«, der zwar geeignet ist, »das Unsagbarste – das Schlimmste, das Geheimste, das Unerträglichste, das Schamloseste – zu sagen«, der aber als ein Machtdiskurs nicht nur »eine falsche Infamie« herstellt (ebd., S. 318), sondern in seiner Skandalisierung »unter den steinglatten Worten die Verwirrung und die Verbissenheit« spüren lässt (ebd., S. 311): Es geht ihm um die der Fama immanente Ethik des Aussprechens des ›Infimen‹⁴ als »fundamentalontologische« Dokumentationen »von diskriminierten, marginalisierten, zum Schweigen gebrachten, verstoßenen und gefallenen, lächerlichen und abstoßenden, oft auch für sie selber unerträglichen Menschenleben« (Seitter, 2001, S. 51). Mit dem von Foucault erstrittenen Recht, »das erscheinen zu lassen, was nicht erscheint – nicht erscheinen kann oder nicht erscheinen darf –, die letzten und die allerkleinsten Grade des Wirklichen mitzuteilen« (Foucault, 1977, S. 330), repliziert die Kollegin:

Sorry, wenn meine Wortwahl drastisch ausfällt, aber der Kern der Sache ist weitaus widerlicher... in meinen Augen... ekelhaft... regt mich auf: Will ich nicht. Aber protokollieren, diese selbsternannte Wichtigkeit.

Wenn mit Behinderten gebacken wird, dann muss es der Kalte Hund sein. Das obligatorische Kindergeburtstagsfeiertörtchen. Kochangebote haben dann meistens im Ergebnis das zu bieten, was man in der sozialpädagogischen Studentenwohnheimküche gelernt hatte... Unklar geritzte Möhrchen, ein paar Nudeln und: aus die Maus. Gesund - das erstrebte Prädikat. Kartoffeln? Was ist mit diesem in der Nachkriegszeit verschrienem Lebensmittel?

Nö... die Mitarbeiter sind ernährungsbiologisch up to date ... nix Fleisch, nix Kartoffeln. Schon gar kein Sauerkraut. Wenn ich mich aber in der Kunst der Zubereitung sog. moderner Küche rühme, würde ich mal damit starten, mir Lebensmittel einmal ohne Tomatensoßen-Muss anzuschauen. Muss doch nicht stets Möhren in Tomatensoße sein... oder doch? Nudeln... ?!?!?!? Ach, ich rege mich über Blödsinn auf. Rührt daher, dass ich der Fundamental-kritik ausgesetzt bin, meinerseits ›altbackene Geschichten‹ zu kredenzen... und zu kochen. Was an Lebensmitteln per se ›altbacken‹ sein soll – okay, da endet dann die ›sozi-discussion‹... Schöner Nasenring... diese beknackte Ideologisierung egomanischer Gesundheits-selbstverwirklichung: nur Geschmacksache? Oder mehr?

Diese Vignette könnte, wäre sie nicht so symptomatisch banal und fatal zugleich, als ›Quatsch mit Soße‹ abgetan werden. Doch wird ein Kennzeichen psychosozialer Arbeitsplatzgestaltung in seiner unreflektierten Selbsterfahrungs- und Selbstbefriedigungsmentalität gerade da deutlich, wo persönliche Vorlieben – als professionelle Gesundheitsfürsorge getarnt und in terroristische Gesundheitsdogmen verkehrt – als professionelles Handeln ›verkauft‹ und oktroyiert werden. Letzten Endes folgt dies der kapitalistischen Logik gängiger Gesundheits-, Ernährungs-, Sexual-, Drogen- usw. -Beratungen mit ihrer Einwirkung auf den User, wie dieser den jeweiligen Konsum ›richtig‹ (= angemessen, gesund, ökonomisch, sozialkonform) verwirklichen kann. Der kapitalistische Diskurs impliziert – wie ersichtlich – ein Paradigma psychosozialer Hilfe, bei dem die Subjekte nicht nur als bedürftige Mängelwesen wahrgenommen, sondern ihnen zugleich suggeriert wird, für diese Bedürftigkeit bzw. für den ihren Bedürfnissen inhärenten Objektmangel stelle das sozialarbeiterische Methodenmarketing die geeigneten Kompensationen zur Verfügung: Die gegen ›altbackene‹ – d. h. herkömmliche, veraltete – Lebens-Mittel gesetzten Gesundheitsdogmen einer ›Zweiten Moderne‹ verwirklichen nicht nur ›terrorisierende‹ Gesundheitsdefinitionen der WHO, sondern ersetzen die zwangsläufig immer auch frustrane Lebenswirklichkeit durch das

Fantasma letztlich möglicher Bedürfnisbefriedigung in Lifestyle-Konsum und Wellness-Oase.

Die perfekte Konvergenz von persönlicher Lebenslüge und professioneller Überzeugung gelingt da, wo ›Macht‹ nicht mehr verantwortlich verwaltet, wo Fragestellungen keine (Selbst-)Infragestellungen implizieren dürfen, wo dem ›Reinen‹ alles ›rein‹ ... oder ›bio‹ oder ›evidenzbasiert‹ oder ›funktional‹ oder ... ist. In einer Situation, in der die Gesellschaft der Helfer zu einer Sozietät der moralisch Rechthabenden und selbstgerechten Gutmenschen gerät, entstehen zwangsläufig Zweifel an Sinnhaftigkeit und Authentizität der eigenen beruflichen Identität:

Und ich suche nach beruflichen Alternativen. Ich will keine Funktion als Helferin ausüben. Das ist eine Sicherheit in all der Unsicherheit. Sollen sich andere mit der Ambivalenz und dem Gutmenschentum plagen. Ich kann diesen Auftrag nicht einhalten. Ich habe weder in Teamsitzungen noch in Gremien etwas beizutragen. Das hat nichts damit zu tun, dass ich sog. ›Kontrollfunktion‹ nicht ausüben kann/könnte: nö... Ich habe einfach keinen Bedarf, meine eigenen Beine zu schonen und andere beim Aufführen eines Eiertanzes zu beobachten. Der nicht vonnöten wäre, räumte man dem Dogma nicht das Primat ein. Lebenshilfe – der Träger. Ein Konzept, das den Umgang mit ›Behinderten‹ regeln soll – ein behindertes Konzept. Und ein klasse Gehalt. Für mich. Bei tollen Arbeitsstunden: spätabends und frühmorgens. Und an allen Wochenenden. An Wochenenden ist es ›Behinderten‹ überdies indirekt untersagt, selbstbestimmt zu leben, Selbstregie walten zu lassen. Wer zum Beispiel nicht am Kegeln teilnimmt, von Sozialarbeitern und Heilerziehungspflegern durchgeführt (im wahrsten Sinne des Wortes...), der wird solange mit einem ›Warum?!‹ bedrängt, bis er widerwillig mittut. Das Freizeitangebot wird für alle als Aushang sichtbar zelebriert: ›Wir tun was...‹ – Lebenshilfe, ja, alles klar.

Welche Form die Behinderung eigenständiger Entwürfe einer Freizeitgestaltung – freien Zeitgestaltung? – die normative Hilfe zum Leben an-

nehmen kann, dass der Sozialhelfer als oktroyierter Pausenc clown mindestens Zustimmung durch Kooperativität, besser noch dankbare Identifikation mit inszenierten Normalitäten eines fiktiven bürgerlichen Ideals sinnerfüllter Lebensentwürfe erwartet, all dies lässt eher resignativ nach dem Stand des professionellen Selbstverständnisses fragen: Gab es da nicht in den siebziger/achtziger Jahren Diskussionen um eine drohende Totalisierung des Alltags durch milieutherapeutische Organisation, um starre Hilfeprogrammatiken eines ›inszenierten Alltags‹, wobei dieser zur Umschlagstelle soziotherapeutischer Interventionen in routiniert-milieuhaft ›normalisierte‹ Lebensweisen gerät?⁵ Anders gefragt: Wann und wie schlägt Hilfe zum Leben in Bevormundung um, verselbständigen sich einzelfallkonzipierte Hilfestellungen zu generalisierten Strategien standardisierter Lebenshilfe?

Und genereller noch: Gab es da nicht eine Form selbstreflexiver Analyse der Sozialarbeit als ›Venusfliegenfalle‹, die die Selbstrechtfertigung der Ausübung sozialarbeiterischer Macht hinterfragte und den Mut aufbrachte, öffentlich darüber nachzudenken, ob und wie es Lust bereiten könnte, »andere nach seinen Vorstellungen zu formen, zu bilden, zu erziehen« (Baedeker, 1981, S. 35)?

Papa fragt mich dann, was ich da denn so machte... Ich versuche es ihm zu beschreiben... Eine wirkliche Herausforderung, einen solchen Job nachvollziehbar zu skizzieren:

Ja, Papa... das ist zum Beispiel so...: Ich besuche ein geistig behindertes Paar. So um 19 Uhr klingel ich da... Wie verabredet. Aufgrund der – einer dementiellen Funktionsstörung ähnlichen – kognitiven Beeinträchtigung weiß jenes Paar erst einmal nicht, dass wir uns für diesen Tag verabredet haben. Aber es lässt mich in die Wohnung. Wir schäkern 'n bißchen und gehen dann gemeinsam einkaufen. Im Hilfeplan steht das Einkaufen nämlich als Ziel definiert. Obschon das Paar den Einkauf selbständig tätigt und tätigen kann, bin ich dazu da, um ein bißchen in den Einkaufszettel reinzuquatschen. Wenn Reis gekauft werden will, soll

ich bißchen darauf achten, dass nicht so oft Reis gegessen wird. Obwohl beide Reis sehr präferieren, es geht um's Prinzip. Das mit dem Landschaftsverband ausgehandelt (ja, um eine Form von Händel handelt es sich!) und schriftlich fixiert worden ist. Nicht nur Reis !!! Auch mal Nudeln. Oder so. Also belatschere ich die Zweie und schaff's auch. Dass Nudeln statt Reis gekauft werden. Und dass mir ein Liebespaar mit langem Gesicht gegenüber sitzt. Der Lerneffekt wird natürlich dokumentiert und meiner fachlichen Leistung zugeschrieben. Gut, dass es mich gibt. Dass ich da bin... Es lebt die Vorstellung gelungener Abwechslung! Ja... und dann... dann wurde heimlich Reis eingekauft, gekocht und vertilgt. Na sowas!!! Da muss ich dann dran bleiben. Missionieren. Im Sinne des Guten! Irgendwann, dann müssen die doch mal dankbar sein, woll? Los! Reis weg und Nudeln! Nur zu Eurem Besten. Jawohl!!!

Ich weiß, das ist geschmacklos. Aber die Praxis formiert sich so. Geschmacklos. Überreden, Überzeugen...

Wenn die Klienten im ambulanten betreuten Wohnen genudelt werden (sollen), anstatt die eigenen Bedürfnissen nach Reis leben zu dürfen, dann geht es nur vordergründig um Geschmacksfragen, mehr doch wohl um die respektlose Durchsetzung eines fixierten Hilfeplans, einer hilfeplane-rischen Fixierung. Doch angesichts dieser Militanz der Durchsetzung ›rechten‹ Konsumverhaltens gelingt gerade dieses Lehrstück vom ›richtigen‹ Leben nicht: Wie bereits Goffman (1973) in seinem Klassiker über die Merkmale und Wirkungen totaler Institutionen herausarbeitete, stellt das ›Unterleben‹ der offiziell geforderten Verhaltensformen eine quasi iatrogene sekundäre Anpassungsleistung des Subjekts dar, mit dem dieses – zumindest sich selbst – zeigen kann, dass es »jenseits des Zugriffs der Organisation eine gewisse Individualität und persönliche Autonomie besitzt« (ebd., S. 299).

Was dies für die gesellschafts- und berufspolitische Analyse des Hilfe-Diskurses bedeutet, wird von Sauret (2008, S. 74) zunächst sprachbe-wusst dahingehend verdichtet und ›co-mentiert‹, dass es – ausgehend

vom französischen Verb (*se*) *taire* (schweigen, verstummen, unterdrücken) – in den adjektivischen oder adverbialen Begriffen *totali-taire* (totalitär) und *sécuri-taire* (sicherheits~), wie eben auch *autori-taire* (autoritär) und *sani-taire* (sanitär, gesundheits~) »insbesondere gelingt, sich dem Subjekt, das ›zum Schweigen‹ gebracht werden soll, gegenüber zu verschließen«, d. h. ›taub‹ für dessen Bedürfnisse und Subjektivität zu sein bzw. darüber zu schweigen. Gerade dies aber entspreche einem ausbeuterischen kapitalistischen Diskurstyp psychosozialer Hilfe, der »eben nicht ein von seinem genussfähigen Wesenskern entfremdetes Subjekt produziert, sondern ein durch Fertigprodukte komplettiertes Individuum, das für die Gemeinschaft nicht mehr zu retten ist« (ebd., S. 79). Wenngleich insbesondere die klinisch-sozialen Symptome, so auch die oben referierte symptomatische Sequenz, eine entsprechende – für sich sprechende – Entwertung des individuellen Subjektiven anzeigen, wird an ihrer Reflexion deutlich, »dass neben dem kapitalistischen Diskurs auch andere Diskurse existieren« (ebd.):

Mir ist vielmehr deutlich geworden, dass ich nicht will. Dass ich den Job in der Funktion einer so genannten (genarrten?) Sozialpädagogin nicht ausüben möchte. Mehr noch: Der Job ist mir auf eine so weitreichende Weise zuwider, dass ich mich jeden Tag selbst verleugnen muss, um ihn auszuüben. Das kann so nicht weiter gehen. Also bin ich aktuell darum bemüht, eine Alternative zu finden. Rahmenbedingungen zu schaffen, innerhalb dessen ich ein mir gemäßes Leben führen kann... ›mir gemäß‹ – was das ist und was nicht, das erschließt sich mir allein aus meinem Erleben.

Ein solcher Diskurs persönlicher Betroffenheit, hier dem Privaten entrisen, ist – auch als Form ihrer »eskapistischen Ausstiegswünsche« (Winter, 1979, S. 287) – fraglos mehr als das Betroffenheitsgesülze jener ›Neuen Nachdenklichkeit‹, die profane politische Alltagsdiskurse medialer Verstehens-, Teilnahme- und Gestaltungsillusionen zu authentischem Sprechen zu verklären sucht:

In ihrer (Selbst-)Analyse der *Venusfliegenfalle* ›Sozialarbeit‹ reflektiert Knetsch (1979, S. 293) ihre vorhergehende Wissenschafts-, Sozial- und

Projektkritik dahingehend, die »Radikalisierung« ihrer Praxis bleibe zwangsläufig »den Zaungästen verschlossen; vermutlich werden sie auch weiterhin mit Resultaten so umgehen, als gelte es, die Ruhekrissen für Berührungängste damit zu polstern«. Und sie setzt fort:

Heute weiß ich – und darin liegt meine Konkretisierung –, was ich nicht will und was mich hellhörig macht: Stellvertreterattitüden, die von der eigenen Leere ablenken und im Gewande von sozialer Verantwortlichkeit, Solidarität und sozialpolitischem Engagement den Stoff abgeben, aus dem die Deklamation der besonderen Charakterstärke zusammengeheftet ist, wobei derlei Unmündigkeitserklärungen die Stellvertreter in Bewegung halten und die ›Unselbständigen‹ auf der Stelle treten lassen. Ebenso misstrauisch macht mich das marktschreierische Anpreisen von Güteklassen, in welche die ›Adressaten‹ einsortiert werden [und in die – 30 Jahre später und auf dennoch erschreckend gleiche Weise – nun auch Heimeinrichtungen nach dem Pflege-Weiterentwicklungsgesetz (§ 115 SGB X) mit spezifischen ›Qualitätsprüfungsrichtlinien‹ einer Art ›Heim-TÜV‹ unterzogen und mit einem Skalen- bzw. Gütewert im Internet benotet werden]. Dabei erhalten selbst bedenkliehste Orientierungen und Verhaltensweisen ein Prädikat, sofern sie nur außerhalb des eigenen anödenden Treibhauses gewachsen sind. [...] An meinem vorangegangenen Arbeitsplatz habe ich erfahren, welche Fußangeln im Arrangement mit der (beruflichen) Realität ausgelegt sind. Das Verständnis für das Machbare, die Aufforderung zur Einhaltung pluralistischer Ausgewogenheit und der Glaube an die Kraft der kleinen Schritte erinnern an die Grenzen einer Gummizelle: Die Elastizität ihrer Wände täuscht über die Starrheit ihres Widerstandes hinweg, denn wenn die Insassen mit eruptivem Anlauf die Geometrie der Wände deformieren wollen, landen sie schwungvoll zurückgeschleudert im Zentrum (Knetsch, 1979, S. 293-295).

Die desillusionierte – und schockierte – Kollegin hat sich auf der Suche nach beruflichen Alternativen ohne Helfer- und Gutmenschentum, ohne

unethische Geschmacklosigkeiten und milieutherapeutisches Als-Ob, kurz, auf der Suche nach dem ›Strand‹ unter dem ›Pflaster‹, definitiv dezentriert: Sie hat nicht nur das Arbeitsfeld ›Wohnheim‹, sondern den gesamten Bereich der Sozialarbeit verlassen...

► Anmerkungen

1. *nom de plume*: wörtlich übersetzt (*Schreib-*)*Federname*; literarische Bezeichnung französischer Herkunft für einen Schriftstellerdecknamen, den Alias-Namen eines/r Autors/in.
2. Die nachfolgenden Zitate sind – in Wortwahl, Diktion und Interpunktion unverändert, in der Rechtschreibung punktuell aktuellen Rechtschreibregeln angepasst – den überlassenen Tagebuchaufzeichnungen der anonymisierten Kollegin entnommen.
3. Der Begriff der ›Zweiten Moderne‹ scheint die gesellschaftlich-historisch-kulturelle Entwicklung angemessener zu charakterisieren als der inflationär gebrauchte Terminus ›Postmoderne‹: Er »lässt mehr Zuversicht und ist realitätsnäher«, spricht, weniger ideologisch (Sauret, 2008, S. 59).
4. Foucault ›spielt‹ assoziativ mit den Alliterationen von ›infam‹ und ›infirm‹. Seitter (2001, S. 73, Fn 19) merkt hierzu an: »*Infim* – der Superlativ von *inferior* (Komparativ) – ist im Deutschen nicht gebräuchlich. Sinnverwandt, teilweise ähnlich klingend, aber unendlich viel länger ist *infinitesimal*«. Als Bedeutung definiert er: »unterst, niedrigst, letzt, mindest, nichtigst« (ebd., S. 59).
5. Diese Thematik wurde u. a. von Alheit (1983), Brücher (1988), Hildenbrand (1991) sowie allgemeiner von Kleinspehn (1975) und im Kursbuch 41 (Michel & Wieser, 1975) untersucht.

► Literatur

- Alheit, Peter (1983). *Alltagsleben. Zur Bedeutung eines gesellschaftlichen ›Restphänomens‹*. Frankfurt am Main: Campus.
- Baedeker, Anneliese (1981). Ironie der Splitter. Besprechung [von Winter et al. 1979]. *Courage*, 6 (2), 35.
- Brücher, K. (1988). Wohnheimstrukturen als Mittel der Therapie. *Psychiatrische Praxis*, 15 (1), 71-77.

- Foucault, Michel (1977). Das Leben der infamen Menschen. In Daniel Defert & François Ewald (2003). *Michel Foucault – Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. III 1976-1979* (S. 309-332). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1973). *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Guggenberger, Bernd (1983). *Sein oder Design. Zur Dialektik der Abklärung*. Berlin: Rotbuch.
- Hildenbrand, Bruno (1991). *Alltag als Therapie. Ablöseprozesse Schizophrener in der psychiatrischen Übergangseinrichtung*. Bern, Stuttgart: Huber.
- Kleinspehn, Thomas (1975). Der verdrängte Alltag. Henri Lefébres marxistische Kritik des Alltagslebens. *Argumentation, Bd. 27*. Gießen: Focus.
- Knetsch, Heide (1979). Exodus: Drei Jahre danach. In Mona Winter, Angela Vogel, Nana Ochmann, Ernst von Kardorff & Heidi Knetsch (Hrsg.), *Venusfliegenfalle. Sozialarbeit – Geometrisierung der Nächstenliebe* (S. 291-308). Frankfurt am Main: Syndikat.
- Michel, Karl Markus & Wieser, Harald (Hrsg.). (1975). *Kursbuch 41: Alltag*. Berlin: Kursbuch/Rotbuch.
- Panizza, Oskar (1981). Ein criminelles Geschlecht. In ders., *Der Korsettenfritz. Geschichten* (S. 189-202). München: Matthes & Seitz.
- Sauret, Marie-Jean (2008). *L'effet révolutionnaire du symptôme*. Ramonville Saint-Agne: Érès.
- Seitter, Walter (2001). Nachwort. In Foucault, Michel, *Das Leben der infamen Menschen* (S. 49-75). Berlin: Merve.
- Winter, Mona (1979). Rocky Horror Social Show. In dies., Angela Vogel, Nana Ochmann, Ernst von Kardorff & Heidi Knetsch (Hrsg.), *Venusfliegenfalle. Sozialarbeit – Geometrisierung der Nächstenliebe* (S. 274-290). Frankfurt am Main: Syndikat.